



Plädoyer *für eine rassismussensible sozial(pädagogisch)e Arbeit*

Inhalt

Inhalt	2
Einleitung	3
Von seltsamen Schreibweisen in Zeiten der Diskriminierung	3
Definition	4
Rassismus als Legitimation	5
Rassistische Wissensbestände	6
Verschiedene Formen der Diskriminierung	6
Verwobenheiten	9
Fremd gemacht werden – Othering	10
Ansätze einer rassismussensiblen sozial(pädagogisch)en Arbeit	13
A) Differenz- und Diskriminierungssensibilität	13
B) „Kompetenzlosigkeitskompetenz“	14
C) Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeit	15
D) Widerspruch	15
Über diese Broschüre	16

Einleitung

Diese Broschüre will dem **alltäglichen Rassismus** auf die Spur kommen: Was ist Rassismus, wie zeigt er sich, wie wirkt er sich auf die Betroffenen aus? Es geht nicht um den Rassismus extrem rechter Parteien oder rechter Terrororganisationen wie dem NSU. Vielmehr werden die eher subtilen Ausformungen und die von den Betroffenen täglich erlebten Ausgrenzungen und Herabwürdigungen angesprochen. Auch die Verwobenheit von individuellem, institutionellem/strukturellem und diskursivem Rassismus wird aufgezeigt. Abschließend werden Ansätze einer rassismus-sensiblen sozial(pädagogisch)en Arbeit vorgestellt.

Von seltsamen Schreibweisen in Zeiten der Diskriminierung

Von Begriffen und damit verbundenen Bildern, die *kursiv* gesetzt sind, distanziert sich die Autorin im Kontext dieses Artikels. Sie sind unangemessen und werden in einer eher problematisierenden Weise benutzt. **Blau** gedruckte Worte hingegen werden als wichtige Begriffe herausgehoben, wenn sie das erste Mal benutzt werden. Sie sind im Kontext von Rassismus und anderen Diskriminierungsformen relevant. Bezeichnungen in „Anführungszeichen“ wiederum sind Termini, die von Kolleg*innen entwickelt wurden (die in Klammern benannt werden) oder stammen von der Autorin selbst. Der sog. Gender*gap kennzeichnet eine Lücke (englisch: gap) und soll der sprachlichen Darstellung aller sozialen Geschlechter und Geschlechtsidentitäten jenseits des üblichen Frau-Mann-Schemas dienen. Mit dem Begriff *weiß- und schwarzpositioniert* sollen gesellschaftliche Positionen verdeutlicht werden.

Definition

Die Grundlage von Rassismus ist die **machtvolle Unterscheidung** zwischen *uns* und *ihnen*, dem *wir* und dem *sie*. Bei dieser Unterscheidung ist nicht eindeutig, wer mit *uns* und *ihnen* gemeint ist. Deutschland bzw. *wir Deutsche* gegenüber den Bürger*innen anderer Nationen? Christ*innen gegenüber Muslim*innen? *Weiß*-positionierte und *schwarz*-positionierte Menschen? *Wir* und *sie* werden nicht näher erläutert und scheinen dennoch im jeweiligen Kontext eindeutig zu sein.

Rassistische Äußerungen gehen von einem nationalstaatlichen Selbstverständnis aus: *Wir* halten uns hier legitimerweise auf, *ihr* Aufenthaltsrecht ist hingegen fragil, wird ggf. verwehrt und kann genommen werden. Die Unterscheidung zwischen *uns* und *ihnen* ist per se noch nicht rassistisch. Problematisch wird diese Unterscheidung erst durch die mit ihr einhergehenden **Zuschreibungen** von vermeintlichen Merkmalen, *Mentalitäten* und Charaktereigenschaften. Diese Zuschreibungen sind nie objektiv oder neutral. *Wir* werden mit positiven Merkmalen versehen, während *sie* mit negativen, oftmals herabwürdigenden Eigenschaften gedacht und beschrieben werden.

Ziel der machtvollen Unterscheidung zwischen *uns* und *ihnen*, zwischen *dazugehörig* und *nicht-dazugehörig* ist die **Legitimation von Ungleichheit und Unterdrückung**. Dies wird deutlich, wenn die Funktion von Rassismus im **Kolonialismus** in den Blick genommen wird.

Rassismus als Legitimation

Noch heute herrscht das Bild vor, dass die europäischen Kolonialmächte beispielsweise Lateinamerika *entdeckt* und *zivilisiert* hätten. Dass der Kontinent nicht mehr entdeckt werden konnte, weil dort seit Jahrtausenden Menschen lebten, wird unterschlagen. Auch das Bild vom *aufgeklärten, christlichen Westen*, der den Menschen in den Kolonien *die Zivilisation brachte*, hat nichts mit der Realität zu tun. Vielmehr zerstörten die europäischen Eroberer die Hochkulturen der Maya und Aztek*innen. Die Menschen wurden versklavt und kamen auf den Plantagen und in den Minen ums Leben. Dieses Schicksal erlitten auch die aus Afrika stammenden und nach Amerika verschifften Sklaven, soweit sie die Überfahrt überlebten.

Die negative Bewertung der Menschen in den eroberten Kolonien verschleierte ihre kulturellen Identitäten, ihre Eigenständigkeit und ihre Unabhängigkeit. Stattdessen wurden diese Menschen als *wild, ungebildet, archaisch, kriegerisch* etc. dargestellt. Diese Darstellungen dienten ausschließlich der Legitimation ihrer Ausbeutung und Versklavung, letztlich der billigen Inkaufnahme ihres Todes.

Kolonialismus war nie *Entdeckung* und *Zivilisierung*, er stellte immer Unterdrückung, Ausbeutungen und teilweise den Genozid an den Kolonialisierten dar (vgl. Völkermord an Herero und Nama im damaligen sog. Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia).

Der Kolonialismus, der die vermeintliche *Ungleichheit* zwischen den Menschen erzeugte und festschrieb, wirkt sich bis heute auf die **Wissensbestände** und **Normalitätsvorstellungen** der weißpositionierten Bevölkerung im globalen Norden aus. Gleiches gilt für den Nationalsozialismus, dessen nationalistische, völkisch-chauvinistische Ideologie nicht einfach mit dem 8. Mai 1945 verschwand, sondern in seinen ideologischen Fragmenten bis heute nachwirkt.

Rassistische Wissensbestände

Deswegen ist es richtig, auch heute von postkolonialen und postnationalsozialistischen Strukturen in unseren Wissensbeständen und Normalitätsvorstellungen zu sprechen.¹ Kinderlieder und -spiele, (Schul-)Bücher und Sprache, Sehgewohnheiten und der Blick auf schwarz-positionierte Menschen, Menschen mit Migrationserfahrungen etc. sind durch Kolonialismus und Nationalsozialismus nachhaltig pervertiert.

Verschiedene Formen der Diskriminierung

Rassismus ist nicht nur eine **gewaltvolle Praxis** von einzelnen Menschen. Vielmehr zeigt er sich auch in **institutionellem und strukturellem Handeln** sowie in **gesellschaftlichen Diskursen**:

Wenn Kinder und Jugendliche der dritten Einwanderungsgeneration im deutschen Schulsystem benachteiligt werden, greifen individuelle Vorurteile der Lehrenden und institutionelle Praxen ineinander: Die Kinder und Jugendlichen werden diskriminiert, beispielsweise indem sie von Lehrenden als nicht schulreif eingeordnet und zurückgestellt werden; oder sie erhalten keine Empfehlungen für das Gymnasium – trotz Schulreife und guter Noten.

Aufgrund von Rassismus werden Menschen **verletzt**, die äußerlich *anders* aussehen als es den Vorstellungen der Mehrheitsbevölkerung entspricht, etwa weil sie einen dunkleren Teint haben. Oder aber die Menschen werden als die *kulturell Anderen* markiert. Dies trifft beispielsweise Muslim*innen oder Roma und Sinti.

¹ Astrid Messerschmidt (2010): Distanzierungsmuster. Vier Praktiken im Umgang mit Rassismus, in: Anne Broden/Paul Mecheril: Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft, Bielefeld, S. 41-57, S. 41.

Rassismus ist nicht zu verwechseln mit anderen Diskriminierungsformen wie beispielsweise **Antisemitismus**, der sich gegen (vermeintliche) Jüdinnen und Juden richtet; oder **Sexismus**, der sich in Abwertungen gegenüber Frauen und Transgender äußert. **Heteronormativität** ist die Diskriminierung von Lesben und Schwulen, **Ableismen** die Herabwürdigung von Menschen, die eine Behinderung haben und behindert werden etc.

Es gibt also verschiedene Diskriminierungsformen und manchmal können sie sich **überschneiden**: So kann eine ältere schwarze-positionierte Frau sowohl von Sexismus als auch von Rassismus und/oder Altersfeindlichkeit betroffen sein. Nicht jede Diskriminierung ist aber rassistisch und die Unterscheidung der verschiedenen Diskriminierungsformen ist notwendig. Sie können zwar gemeinsame Ursachen oder Gründe haben – so dienen Sexismus und Rassismus beispielsweise immer der Legitimation bestehender (*weißer/männlicher*) Machtverhältnisse. Aber ihre Problematisierung und vor allem ihre Behebung bedürfen oftmals völlig unterschiedlicher Interventionen. Ein Rollstuhlfahrer braucht tiefer liegende Schaltknöpfe. Für eine geflüchtete Frau ist es hingegen dringend notwendig, dass die Unterscheidungspraxis zwischen *guter und schlechter Bleibeperspektive* aufgehoben wird.

Aktuell sind die Unterschiede der einzelnen Diskriminierungsformen auch bedeutsam, weil sie gegeneinander ausgespielt werden: Seit der *Silvesternacht 2015/16* heißt es, dass geflüchtete Menschen, in erster Linie *nordafrikanische Männer, unsere* Mädchen und Frauen sowie Jüdinnen und Juden bedrohten. Es entstand der Eindruck, als hätte es vor den Migrationsbewegungen 2015 keinen Sexismus und keinen Antisemitismus in Deutschland gegeben.

Für die sozial(pädagogisch)e Arbeit kann festgehalten werden, dass sie als Menschenrechtsprofession einer eindeutigen, grundlegend **diskriminierungskritischen Haltung** bedarf. Dies ist unabhängig von unterschiedlichen historischen Ursachen und aktuellen Ausprägungen. Diskriminierung ist immer zu problematisieren.

Die unterschiedlichen **Facetten von Rassismus** zeigen sich in gesellschaftlichen Debatten, z. B. über Deutschland, das angeblich keine Flüchtlinge mehr aufnehmen könne; in einer rassistischen Medienberichterstattung; in problematischen Gesetzen wie dem Asylbewerberleistungsgesetz; in beleidigenden Witzen und Stammtischparolen; in der systematischen Benachteiligung auf dem Wohnungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmarkt.

Auch die Morde des NSU und die fast 200 Ermordeten seit Beginn der 1990er Jahre, die Opfer rassistischer und extrem rechter Gewalt wurden, müssen in diesem Kontext benannt werden.

Diese unterschiedlichen Facetten geraten immer wieder aus dem Blick. Oftmals wird Rassismus als ein Hinweis auf mangelnde Moralität oder fehlende Bildung von Individuen, die sich beispielsweise rassistisch äußern, verstanden. Werden aber Einrichtungen der Sozialen Arbeit oder beispielsweise die Gesetzgebung mit einer „rassismuskritischen Brille“ (Paul Mecheril) angeschaut, dann wird deutlich, dass nicht nur Menschen rassistisch handeln. Es sind auch Institutionen und gesellschaftliche Strukturen, die durch diskriminierende Routinen und problematische Normalitätsvorstellungen die betroffenen Menschen herabwürdigen und verletzen.

Eine Einrichtung der Sozialen Arbeit kann sich beispielsweise als interkulturell geöffnet wahrnehmen, weil auch Personen mit Migrationserfahrungen in ihr arbeiten. Gleichzeitig kann die Institution ausblenden, dass ihre Angebote vor allem von Mehrheitsangehörigen angenommen werden, während migrationserfahrene Menschen gar nicht in ihren Blick geraten. Dann haben wir es mit einer **institutionellen Diskriminierung** zu tun.

Problematische Gesetze wiederum, z. B. das Arbeitsverbot für Menschen mit einem ungesicherten Aufenthaltsstatus, sind ein Beleg für eine **strukturelle Diskriminierung**.

Von **diskursivem Rassismus** sprechen wir bei gesellschaftlichen Debatten (in Medien, Politik, im privatem Kontext), die rassistisch aufgeladen sind. So wurde in den vergangenen Jahren kaum sachlich über Migration oder über Fluchtursachen diskutiert, vielmehr wurden diese Themen mit Begriffen wie *Krise*, *Überforderung* und *Integrationsunwilligkeit* verbunden. Sexismus und Antisemitismus wurden in einem Atemzug mit *nordafrikanischen Männern* genannt, als hätten erst diese die gewaltvollen Phänomene nach Deutschland gebracht.

Verwobenheiten

Individuen, Institutionen und Strukturen sind miteinander verwoben und gekennzeichnet von einem kaum hinterfragten *Alltagswissen* und von *Normalitätsvorstellungen*, die der Migrationsgesellschaft nicht gerecht werden. So wird kaum ausreichend reflektiert, ob im Team auch Menschen mit Diskriminierungserfahrungen angemessen repräsentiert sind. Oder es heißt, ohne ausreichende Deutschkenntnisse sei eine Integration nicht möglich.

Aber wird von Bund, Ländern und Kommunen auch alles getan, damit Geflüchtete schnellstmöglich Deutsch lernen? Warum haben geflüchtete Menschen mit einer sog. schlechten Bleibeperspektive keinen Zugang zu kostenlosen Deutschkursen? Anstatt immer wieder Defizite zu betonen, sollten der Arbeit mit Geflüchteten angemessene finanzielle, personelle und fachliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus sollten Sprachenvielfalt, kulturelle und erfahrungsbezogene Ressourcen der Geflüchteten endlich anerkannt werden.

Menschen ohne deutschen Pass wurden 2018 von der [Tafel](#) in der Stadt Essen vorübergehend ausgeschlossen. Dies wurde zurecht als diskriminierendes Handeln der Verantwortlichen proble-

matisiert. Die strukturelle Frage, warum Menschen mit Migrationserfahrungen und sozial schwächere Menschen überhaupt eine Tafel brauchen, wurde hingegen kaum thematisiert.

Wie stehen Mitarbeiter*innen und die gesamte Einrichtung den Vorgaben des Asylrechts gegenüber? Wem gehört ihre Solidarität? Den Menschen, die es gerade geschafft haben, nach Deutschland zu fliehen und die sich Sorgen um ihre Familienangehörigen in Syrien machen? Oder einer auf Abschottung abzielenden Gesetzgebung, die Menschen aus Afghanistan eine schlechte Bleibeperspektive bescheinigt und sie abschiebt, obwohl die Bundesregierung die Stationierung der Bundeswehr in diesem Land nach wie vor für notwendig erachtet? Sozial(pädagogisch)e Arbeit ist immer parteilich; sie muss entscheiden, auf welcher Seite sie steht.

Trotz der Hinweise auf problematische Institutionen und Strukturen: Fachkräfte dürfen nicht einfach aus ihrer Verantwortung entlassen werden. Wenn beispielsweise unreflektiertes Handeln der Einrichtungsleitung immer wieder dazu führt, dass nur Mehrheitsangehörige zum Bewerbungsgespräch eingeladen werden, so haben die Kolleg*innen oftmals die Möglichkeit, diese Einstellungspolitik zu hinterfragen.

Mitarbeiter*innen, die über ausreichend Rassismussensibilität verfügen, die die diskriminierenden Mechanismen der Einrichtung kennen, können Sand ins Getriebe der institutionellen Routinen streuen.

Fremd gemacht werden – Othering

Rassismuserfahrungen verletzen den Menschen in seiner Integrität. In der Fachsprache wird von **Othering** gesprochen. Damit ist die wiederkehrende Erfahrung des Fremd-gemacht-werdens gemeint, das ständige Erleben von Ausgrenzung, Stigmatisierung und Herabwürdigung. Dies geht an den Betroffenen nicht spurlos vorbei. Das immer wieder Erlebte schreibt sich in die Körper der Betroffenen ein.

Als ein Beispiel für diese Erfahrung dient ein Ausschnitt aus einem Artikel von Mechthild Möhring:

„Die Erwachsenen der 70er Jahre waren in ihren Köpfen gefangen, in ihrer Ablehnung des Hitler-Reiches, in ihrem Versuch, alles besser zu machen als die eigene Elterngeneration. So konnten mich die Kindergärtnerinnen nicht in Schutz nehmen, wenn ich weinte, weil beim Spiel *Wer hat Angst vorm schwarzen Mann* alle von mir fortliefen; (...) wenn ich aufgefordert wurde, zu zeigen, ob ich am ganzen Körper aussähe wie Kakao. Die Erwachsenen mussten die Vorfälle relativieren, bagatellisieren, weil sie [sich] sonst hätten eingestehen müssen, dass wir in einer rassistischen Gesellschaft leben. Dass ich in meiner Würde bedroht werde. Sie hätten mit all den Eltern und Lehrer*innen reden müssen, über eine Form der Ausgrenzung, für die sie weder Verständnis noch überhaupt Worte hatten.

Wenn ich geschubst, ausgelacht und gehänselt wurde, waren meine Lehrer*innen überzeugt, ich hätte es selbst herausgefordert. ‚Was hast Du denn vorher gemacht?‘, fragten sie, weil es ihnen unvorstellbar war, dass es tatsächlich einfach Rassismus war, der mich ausgrenzte.

Geschult durch die Frauenbewegung war meinen Eltern institutionelle Ausgrenzung durchaus geläufig, sie wiesen mich darauf hin, dass ich mich überdurchschnittlich anstrengen müsse, wenn ich positiv wahrgenommen werden wolle, aber die alltägliche Diffraktion blieb ihnen unsichtbar. Meine Eltern sind keine schlechten Menschen, ganz im Gegenteil, sie sind wundervolle, engagierte, sensible Menschen. Leider waren sie damals farbenblind. ‚Du bist genau wie alle anderen‘, sagten sie. Aber das stimmt nicht. (...) ‚Da stehst du doch drüber‘, sagten sie. Aber das Wort schmächt, es verletzt, es definiert mich in eine Gruppe. Es sagt: ‚Du gehörst nicht dazu, Du bist nicht eine von vielen, Du bist anders.‘ (...) Meine Hautfarbe ist mein Stigma. Sie definiert mich. Sie ist das Merkmal, das wahrgenommen wird, ich kann es nicht verstecken. Ich werde über sie beschrieben, wiedererkannt. Und sie ist mit Vorurteilen behaftet. Sowohl mit bewussten als auch mit unbewussten.“²

² Mechthild Möhring (2017): Überall nur Rassismus oder: Schwarze Babys sind viel süßer als weiße, in: Tupoka Ogette: exit Racism. rassismuskritisches denken lernen, Münster

Ein weiteres Beispiel für Othering zeigt sich in Aussagen von Muslim*innen, die seit Jahren immer mehr mit antimuslimischem Rassismus konfrontiert sind und von einer „Muslimisierung der Muslim*innen“ (Katajun Amirpur) sprechen. Auch die sich als säkular verstehenden Menschen werden aufgrund ihrer ethnisch/nationalen Herkunft als Muslim*innen markiert und diskriminiert. Sie werden zu Muslim*innen gemacht – unabhängig davon, ob die jeweilige Person sich selbst als muslimisch versteht. Jean Améry, ein Widerstandskämpfer und Auschwitzüberlebender, sagte 1977 Ähnliches bezüglich seiner jüdischen Identität: „So bin ich gerade, was ich nicht bin, weil ich nicht war, ehe ich es wurde, vor allem anderen: ein Jude.“³

Im NS war Othering, also die ständige Fremdmachung beispielsweise von Jüdinnen und Juden, eine wirkungsvolle Strategie zur Indoktrination der nicht-jüdischen Bevölkerung: Jüdinnen und Juden, die seit Jahrhunderten unter ihnen und mit ihnen lebten, die zum Großteil assimiliert und ununterscheidbar waren, wurden als Fremde, als Nicht-Dazugehörige **konstruiert**, um sie ohne großen Widerstand der Mehrheitsbevölkerung geradewegs in die Gaskammern zu führen.

³ Jean Améry (1977): Über den Zwang und die Unmöglichkeit, Jude zu sein, in: ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Neuausgabe 1977, Stuttgart, S. 149-177, S. 169.

Ansätze einer rassismussensiblen sozial(pädagogisch)en Arbeit

Trotz der Alltäglichkeit von Rassismus, trotz der Verstrickung der Menschen in problematisches institutionelles Handeln und strukturelle Routinen: Eine weniger rassistische, weniger verletzende sozial(pädagogisch)e Arbeit ist möglich.

Die nachfolgend angesprochenen Aspekte geben jedoch keine *technischen oder instrumentellen Hinweise* für eine sozial(pädagogisch)e Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Es sind keine (Patent-)Rezepte, wie in einer konkreten Situation zu reagieren ist. Gleichwohl bilden die folgenden Hinweise eine Basis, eine Perspektive für eine sozial(pädagogisch)e Arbeit, die sich als Menschenrechtsprofession versteht. Es geht um eine **ethische Grundhaltung**, die hochgradig praxisrelevant ist. Ohne ethische Haltung kein angemessenes differenz- und diskriminierungssensibles Handeln!

Zudem: Sozial(pädagogisch) Arbeitende wissen, dass jede (Kommunikations-)Technik nichts hilft, wenn die Beziehung nicht funktioniert. Aber auch Beziehung hat mehr mit Haltung als mit Handwerkszeug zu tun.

A) Differenz- und Diskriminierungssensibilität

Nicht nur durch Migrationsprozesse ist unsere Gesellschaft in den vergangenen 65 Jahren deutlich heterogener geworden bzw. als heterogener wahrgenommen worden. Frauen, Schwule, Menschen mit einer Behinderung, die „jungen Alten“ etc., die von Diskriminierungen betroffen sind, haben in den letzten Jahrzehnten immer lauter ihre Bedarfe und Interessen artikuliert. Sie haben sich teilweise sehr erfolgreich gegen Diskriminierungen gewehrt und strukturelle Verbesserungen durchsetzen können. Mit den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Diskriminierungen und der deutlicheren Präsenz der unterschiedlichen Gruppen in allen gesellschaftlichen Bereichen ist das Bewusstsein für eine vielfältige Gesellschaft und unterschiedliche Diskriminierungsformen gewachsen.

Für die sozial(pädagogisch)e Arbeit ist diese erhöhte Differenz- und Diskriminierungssensibilität besonders wichtig. So beispielsweise die pädagogische Gretchenfrage, wann Differenz bedeutsam ist und zum Thema gemacht werden muss, u. a. um Diskriminierungen

ansprechen zu können. Oder **wann Differenz keine Rolle spielt**, kein Thema ist. Diese Frage ist nicht immer so eindeutig zu beantworten, wie dies vielleicht wünschenswert wäre. Deshalb wird hier von **Sensibilität** gesprochen, eine Sensibilität, die Ausgrenzungen und Benachteiligungen wahrnimmt und schnellstmöglich zu beenden und die den Bedarfen der Betroffenen gerecht zu werden sucht.

B) „Kompetenzlosigkeitskompetenz“

Die Idee der „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ (Paul Mecheril) will zur Anerkennung des eigenen **Nicht-Wissens und Nicht-Verstehens** beitragen. Sie bewahrt vor unangemessenen Kategorien:

Der Begriff problematisiert u. a. das der Interkulturellen Kompetenz zugrundeliegende *instrumentelle Verständnis* von *Wissensbeständen und Erkenntnissen über die je Anderen*. Der Ansatz der Interkulturellen Kompetenz, des Interkulturellen Lernens steht in der Gefahr, Wissen über verschiedene ethnisch/nationale und kulturelle Herkünfte, Eigenheiten und *Mentalitäten* zu generalisieren. Somit werden beispielsweise türkischstämmige Menschen vorschnell über einen „kulturalisierenden Kamm“

geschert, als verhielten sie sich alle gleich. Die kulturelle Heterogenität im Herkunftsland, Vermischungen durch den Migrationsprozess und mit unterschiedlichen kulturellen Realitäten im Einwanderungsland werden zu wenig berücksichtigt. Auch soziale oder bildungsbezogene Unterschiede und Differenzlinien werden nicht ausreichend bedacht. Es besteht die Gefahr der exotisierenden Festschreibungen: *Der Italiener* wird zum hervorragenden Koch; *die Brasilianerin* vor allem zur Sambatänzerin; *die Aborigines* sind alle so naturverbunden...

Das vorherrschende Bild vom ostanatolischen *Bauern* überlagert die Heterogenität der türkeistämmigen Menschen, die in Deutschland leben. Die akademisch gebildete Businessfrau in Düsseldorf mit Migrationserfahrungen wird kaum wahrgenommen. **Widersprüche** in der Wahrnehmung werden verdrängt, denn Unsicherheit und Hilflosigkeit ist schwer ertragbar.

Die vermeintlich eindeutige Anwendbarkeit von instrumentellem Wissen verschleiert diese ungeliebten Unsicherheiten. Kompetenzlosigkeitskompetenz will das Wissen und Verstehen der je Anderen produktiv erschüttern.

C) Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeit

Fachkräfte der sozial(pädagogisch)en Arbeit tun sich nach wie vor schwer mit der Anerkennung der Konsequenzen von Migrationsprozessen auf hier lebende Menschen. Beispielsweise wird die Selbstverortung, das Selbstverständnis als griechisch-deutsche Person allzu oft als Hinweis auf mangelnde Integration gewertet und trifft selten auf eine selbstverständliche Anerkennung.

Menschen mit Migrationserfahrungen werden immer noch als Menschen *zwischen* den ethnisch/nationalen und kulturell interpretierten Stühlen wahrgenommen; allzu selten wird das Dasein in der Migration als ein dritter oder großer Stuhl angesehen, als ein eigenständiger Platz in der Gesellschaft, auf dem das souveräne Jonglieren mit unterschiedlichen kulturellen Eigenheiten und Mehrsprachigkeit selbstverständlich beherrscht wird. Es gilt, die mit der Migration einhergehenden Kompetenzen wie Mehrsprachigkeit und „kulturelles Switchen“ zu würdigen. Die Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeit ist die Basis, um den Anforderungen der sozial(pädagogisch)en Arbeit in der Migrationsgesellschaft gerecht werden zu können.

D) Widerspruch

Sozial(pädagogisch)e Arbeit angesichts von Differenz und Diskriminierung bedarf immer wieder des Widerspruchs. Immer dann, wenn zwischen *uns* und *ihnen*, zwischen *legitimerweise Dazugehörig* und *Nicht-Dazugehörig* gesprochen wird, gilt es, diese in ihrer Konsequenz gewaltvolle Aufteilung zu problematisieren.

Nicht nur die sog. Gastarbeiter*innen wurden zu *Anderen gemacht*. Selbst die Menschen der dritten Einwanderungsgeneration sind von den gewaltvollen Routinen des Otherings betroffen. Auch sie gelten als nicht-dazugehörig, völlig unabhängig von ihrem Pass. Die Vorstellungen von der Homogenität der deutschen Gesellschaft, der Schule, der Beratungsstelle ... hat zwar bis heute in den Köpfen vieler Menschen Bestand, es gab sie aber nie. Sie war immer ein Phantasma, dem es freundlich aber bestimmt zu widersprechen gilt.

Über diese Broschüre

Projektkoordination

Daniela Bröhl

Sachgebietsleiterin Integration, Migration und Flucht

Daniela.Bröhl@diakonie-duesseldorf.de

Tel. 0211 91 31 88 01

www.diakonie-duesseldorf.de

www.bilderimkopf.eu

Aynur Tönjes

Sachgebiet Integration, Migration und Flucht

info@bilderimkopf.eu

www.bilderimkopf.eu

Heike Kasch

Integrationsagentur

Heike.Kasch@diakonie-duesseldorf.de

Tel. 0211 91 31 88 03

Textgestalterin

Anne Broden leitete über 17 Jahre das Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung Nordrhein-Westfalen (kurz IDA-NRW) mit den Schwerpunkten Rassismus- und Antisemitismuskritik, Migrationspädagogik und Rechtsextremismusprävention. Seit drei Jahren ist sie nun freiberufliche tätig mit „Bildung und Beratung in der Migrationsgesellschaft“.

Kontakt@AnneBroden.de

www.AnneBroden.de



Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



EUROPÄISCHE UNION

Dieses Projekt wird aus Mitteln
des Asyl-, Migrations- und
Integrationsfonds kofinanziert